# Der Brenner

## Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 6.

J. J. David (†): Aus Chiesa di Lavarone / Hugo Neugebauer: Gedichte / Ludwig Seifert: Freunde / Franz Schamann (†): Habsburg / Arthur von Wallpach: Weibesblüte / Hans Bachgarten: Hana (Schluß) / Karl Berger: Gedichte / Carl Dallago: Walt Whitmann / Max von Esterle: Karikaturenfolge VI (Bruder Willram) / Blasius: Kunst in Klausen.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

# Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

**Spezial-Institut**
für
**Präzisions-Optik und Photographie**
**Illustrierte Preisliste kostenlos!**

**F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1**

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

---

**Ferd. Tschoner jun.**

Papier- und Schreibwarenhandlung

**Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.**

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

**Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.**

# Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Aug. 1910. Heft 6.

## Aus Chiesa di Lavarone / von J. J. David.

Es ist, als hätte die Natur selber Lavarone als eine Welt für sich erschaffen und zur uneinnehmbaren Feste gebildet. So jäh und mit Steilrändern fällt die Hochfläche nach allen Seiten hin ab.

Rund tausend Meter über Trient und dem sonnendurchglühten Etschtal türmt sie sich. Die Straße von Caldonazzo führt zunächst über einen Muhrgang, der einmal mit schrecklicher Gewalt niedergebrochen sein muß. Grau und traurig schimmert es durch das Grün. Alsdann wendet sie sich in vielen Krümmungen zur Höhe; man hat sie dem Felsen absprengen müssen, der fast steilrecht niedergeht. Am Wege blüht noch zu Beginn des Juli die Alpenrose und die Erdbeere reift.

Lavarone selber ist kein Ort. Eine einzige, gewundene Gasse; inmitten einer Wiese steht eine Kirche. Alsdann führt die Straße weiter. Allenthalben Siedelungen; die Häuser tüchtig und aus Bruchsteinen und auch mehrstöckig aufgemauert. Man merkt einen allgemeinen Wohlstand. Wenig Verkehr. Hier treibt der Säumer noch sein geduldiges Tier; der Hausierer schleppt seine Karre mit geringer Ware mühsam genug. Es ist eine Ruhe, die man fast körperlich empfindet, die sich an Haupt, Herz und Nieren schmiegt.

Unendlich viel Grün. Es klimmt höher denn anderwärts in Süd-Tirol. Geschonte, nur wenig gehegte Wälder und Tannen von einer unglaublichen Höhe. Wie weiße Flammen, so stolz und gerade

schießen die Stämme auf. Es wird nicht nachgepflanzt, wenn wo geschlagen wurde. Aus sich selber verjüngt sich dieser wundersame Wald, der um Monte-Rovere Märchenmotive aufweckt. Da steht denn ein einsames Wirtshaus nahe einem grünen See. Es ist bescheiden genug. Aber der Goldregen blüht eben, und gelbe Schnüre hangen nieder durch das Laubwerk, das noch keine Spur der nun schon so lang währenden Sonnenglut trägt, und schmücken es königlich und fremd, gleich edlen Bernsteinschnüren. Denn hier wuchert der Goldregen wild wie der Jasmin.

Und nun denke man sich diesen Duft! Denn auch das Heu würzt stärker und süßer denn anderwärts. Die Luft aber ist von einer unbeschreiblichen Reinheit, mild und dennoch herb. Ein leises Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, geht immer hindurch, fast niemals aber steigert es sich zum Wind. Der Himmel spannt sich niedrig, in einer sehr flachen Wölbung und in sehr lichtem Blau darüber; Wolken tauchen auf, segeln langsam und feierlich vorüber, oder entladen sich in einem kurzen, wilden Wettern. Der Kuckuck ruft, wenn er anderwärts längst nicht mehr mit seinem eintönigen Glockenklang zur richtigen Waldandacht läutet. Heimchen schrillen, und die Singvögel sind munterer und häufiger, als man sie hier, wo ihnen so eifrig nachgestellt wird, vermuten sollte. Nur einer fehlt, den man sonst allenthalben gewohnt ist; man vermißt ihn, und man muß sich wieder erst besinnen, was einem denn fehle. Es ist der Spatz, der sich aus welchem Grunde immer selten macht. Die Nachstellung des Menschen hat wohl kaum Schuld daran. Der weiß sich der gewitzte Geselle doch überall zu entziehen.

Es gibt Schaustücke der Natur. So unmittelbar an der Grenze von Italien — es ist doch nur noch sechs Stunden Weges bis Venedig! — die Schlucht. Über sanfte Matten führt der Weg. Dann aber ist's, als hätte eine unbegreifliche Gewalt die Kalksteinplatten mit einem schrecklichen Ruck auseinandergerissen. Viele hundert Meter geht es in einem gewaltigen Satz zur Tiefe — so senkrecht, daß man meint, die Wände berührten einander, daß selbst das Auge scheu an diesem Sturze niedergleitet und schwindelt, ehe es seinen

Grund ermißt und begreift. Ein Geier hat hier seinen Horst, den niemand ausnehmen kann. Man weiß es, denn der mächtige Vogel fliegt immer wieder zu und schwebt in seinen wunderschönen Kreisen über dem Abgrund. Verlorenes Grün klammert sich ängstlich und schwankend und sparsam ans Gewänd. Ganz unten aber schimmert in vielen Krümmungen die graue Straße. Braunrote Ziegeldächer leuchten, und die Ortschaften folgen einander in dichter Reihe. Das ist italienischer Boden; wer ihn jemals betreten hat, der läßt sein Auge dem Pfade folgen und denkt mit Sehnsucht der Wunder, zu denen er führt.

Auch unter der Erde birgt sich allerhand. Da sind Grotten, in denen sich der Feldspat zu prächtigen Drusen auskristallisiert, die man zum Teil noch kaum genügend durchforscht hat. Allüberall merkt man Spuren der Erosion. Hier hat das Wasser gewirkt. Man erkennt das Werk der wilden Gießbäche wie der sanften Auslaugung, die Kuppen erhöhte und Mulden auswusch, darin nun fremde Blumen stehen, gleich der Feuerlilie, die hier stolz ihr leuchtendes Haupt hebt. Es ist ein Erdreich, hold den Menschen. Ihre Siedlungen klimmen alle diese Hänge aufwärts, und aus schwindelnden Höhen, wo sonst nur noch einsame Sennhütten errichtet werden, grüßen noch graue Mauern und rote Ziegeldächer. Denn alles macht unter dieser hellen, wirkenden und dennoch nicht allzu blendenden Sonne seinen eigenen Effekt; ein flatternder Wimpel zum Beispiel, aufgesteckt über einem Giebel eines der Hotels, flammt im Licht förmlich auf und bannt auf lange hin den Blick.

Man hört Legenden aus längst verklungenen Zeiten, aus Tagen, lange noch vor der Völkerwanderung, und man achtet ihrer kaum, und es regt sich kaum ein Verlangen, ihnen nachzuspüren. Denn hier ist das Gebiet der sieben Kimbern-Gemeinden. Man hört den Namen immer noch nicht ohne eine gewisse Regung; denn in ihm klingt es von Speeren, mit Macht an breite und lange Schilde geschlagen, und es klirrt von Schwertern darein und von einem Nachhall jenes kimbrischen Schreckens, der Rom in seinem Tiefsten verstörte, da es keinen Widerpart mehr fürchten zu müssen glaubte und die ganze

Welt zu seinen Füßen sah. Haben sich die Überreste jener Gewalthaufen wirklich hieher geflüchtet, nachdem Marius ihren Ansturm gebrochen? Haben die Unsteten hier wirklich ein Heim gefunden, das mindestens ihren Namen noch rettet, nachdem von all ihren Taten nichts mehr übrig blieb? Wer weiß es? Wer kann ein Senkblei werfen in diese zornigen Wasser, die jede Richte beirren und die dennoch nur Vorläufer sind jener heftigeren Fluten, vor denen das Weltreich zerbrach und in eitel Stücken auseinanderfiel? Wer verlangt es sich hier nur vor dem Genusse der Gegenwart, dieser Tage, in denen die Sonne in immer gleicher Liebe diesen Boden küßt und befruchtet, der sich ihr sehnsüchtig und verlangend entgegenhebt?

Fast noch schöner aber sind die Abende. Man hat Erquickung und Ruhe geatmet. Nun will es dunkeln. Aus den Schluchten klimmen die Nebel, zart, weiß und leuchtend, wie aus einem inneren Licht. Der See von Lavarone, um den herauf sich die Häuser so schön aufbauen, liegt in der Tiefe und ein milchiger Glanz schimmert durch sein grünes und immer warmes Gewässer, als breiteten die Wassermädchen die Perlen aus, die sie, zu Schnüren gewunden, sich einmal durchs schilfgrüne Haar flechten werden.

Verschleiert stehen die Hänge der Berge, die das Hochland schützen: der Skanupia, der Vesena, der Pizzo di Tonezza, der Dantes mächtiges Dichterhaupt, wie sie behaupten, so merkwürdig nachformt. Es ist noch stiller als sonst. Auch der Glockensang der Kirche von Lavarone, nach der sie nun die ganze Siedlung benennen, schweigt, und die rastlosen Heimchen sind schlafen gegangen. Die Ferne aber ist nur abgedämpft und durchaus nicht verhüllt, wie eine schöne Frau etwa, die deuten will, sie sei müde der Bewunderung und ihrer Blicke, und ihnen dennoch nicht jede Aussicht wehren mag. Jede Runse aber bleibt sichtbar; man sieht, wie sich die Wetterbäche durch den schönen Wald niederstürzen in die Schluchten, die Lavarone von aller Welt scheiden. Am Horizont aber steht die Brenta-Gruppe. Noch leuchten ihre Gletscher mit jenem Glanze, dem sich kein ander Schimmern auf dieser Erde vergleichen läßt, und ihre kühn geformten Gipfel und Zacken, als hätte sie eine Riesenhand in spielerischer

Laune aus dem Kalk der Dolomiten ausgesägt, ragen in Türmchen, Zinnen, abenteuerlichen Zacken in das Blau. Sie ziehen alle Wolken an sich. Das Licht erlischt; violblau und ernsthaft stehen die Berge am Horizont. Um sie aber geistert immer noch das Abendrot: ein tiefes Orange mit durchschlagender Lohe, deren Quell niemand bestimmen kann, die aber purpurn und in breiten Bächen hindurchströmt. Das ist das Abendrot des Südens, der hier all seine Erquickung aufgetan hat. Alles erstirbt; von der Cima Tosa steigen die Schatten niederwärts zu den stolzen Gipfeln, die ihr Gefolge bilden. Ein Grau hüllt die Welt, die kaum noch in den kühnsten und kräftigsten Farben gestanden und geflammt . . .

Verlorene Glockenschläge von der Kirche. Verschwunden sind die Ortschaften auf den Hängen, nach denen man sonst auflugt, als müßten sie neue Schönheiten offenbaren. Denn des Menschen Herz ist begierig, und es ahnt neue Wunder hinter denen, die es kaum noch bestaunt hat. Ihre sieben Hüllen und ihre faltigen Mäntel spreitet die Nacht enger und enger um alle Fernen und um Chiesa di Lavarone.

---

Aus J. J. David „Gesammelte Werke" Band 7 / München, R. Piper & Co.

---

# Gedichte / von Hugo Neugebauer.

## Nachtgesicht.

Hinterm Berge steht die Nacht,
lugt ins Tal herein,
Abend schloß die Pforte sacht,
Glockenton schlief ein.

Sachte spannt zum Schwebeflug
Nacht die Schwingen aus,
todertoschner Bilder Zug
gaukelt um das Haus.

Nachtgestirn an Nachtgestirn
funkelt mir zu Haupt,
schauernd fühl ich Herz und Hirn
weltenlenzumlaubt.

Höher schwebt die Nacht empor,
schwer die Wimper fällt,
lauschend neige ich das Ohr
bis ans Herz der Welt.

Lang Vergangnes rauscht herauf
mir mit jedem Schlag,
Liebe schlägt die Augen auf,
demutvoll und zag.

Und ich schau das junge Weib
sonder Fehl und Arg,
das im unberührten Leib
rein die Seele barg.

Wieder fühl ich, ganz in Glut
und in Glanz getaucht,
mich von ihrem hohen Mut
Gotte gleich erlaucht.

Wieder fühl ich sinnentrückt
über Raum und Zeit
mich ins Herz der Welt verzückt,
In Unendlichkeit. —

Daß du ewig währtest, Nacht,
ewig, Wonnetraum:
treuer Liebe fromme Dacht
über Zeit und Raum!

## An den Allerlöser.

Ich strecke meine Hände
sehnsüchtig durch die Nacht;
o daß ich ihn doch fände,
des ich so oft gedacht!

O daß er leis mich rührte
mit seinem Zauberstab,
ins Dunkel mich entführte
tiefer denn tief hinab!

O daß er sanft mich mummte
in seine bleiche Tracht,
daß selig ich verstummte
noch heut, noch heute nacht!

---

# Freunde / von Ludwig Seifert.

Und endlich sind wir alle uns doch fern
Wie zwei die tief im Berg nach Schätzen graben —
Und haben beide sich für's Leben gern
Und können nie sich doch zur Seite haben.

Denn jeder frohnt in einem andern Schacht —
Und selten nur nach langer langer Zeit
Begibt es sich durch eines Zufalls Macht,
Daß sie sich finden in der Dunkelheit —

Dann dringt ein schwacher Ruf durch das Gestein
— Ganz kurz — sie können sich die Hand nicht geben,
Und jeder ist auf's neue dann allein
In dunklem Schweigen für ein ganzes Leben.

# Habsburg / von Franz Schamann.

## Ein szenischer Prolog.

Das Plateau vor der Habsburg. In der Bühnenmitte erhebt sich der Torturm mit der aufgezogenen Zugbrücke, ein Graben scheidet den Burgbau vom Plateau. In gerader Verlängerung der rechten Seitenwand des Torturmes sieht man einen Teil der Burgmauer, die nach kurzem Lauf einen rechten Winkel bildet, sie setzt sich nach rechts hin fort und schließt hier an einen massigen Bergfried an, der zwei in entgegengesetzter Richtung vorragende hölzerne Erker trägt. So wie die Zugbrücke herabgelassen und das Tor geöffnet wird, sieht man in den Burghof, wo sich links die Kapelle befindet, rechts die Burgmauer, den Abschluß im Hintergrunde bildet das Herrenhaus mit einem die ganze Breite des Hauses einnehmenden Erker. Einzelne schlanke Bäume spenden der Szene ihren Blätterschmuck, der indes den Eindruck des Trotzigen dieser Burg nicht beeinträchtigt.

### I.

Es ist Nacht, gegen den Morgen.

Auf mystische Weise wird die Zugbrücke fallen gelassen, lautlos öffnet sich das Tor. Die Geschichte, in ein düsteres Gewand gehüllt, verläßt den Torturm, überschreitet die Brücke nach rechts vorn, dort bleibt sie unter einem Baume stehen. Ebenso lautlos wie vorhin wird das Tor geschlossen, wieder so geheimnisvoll die Zugbrücke aufgezogen und es herrscht ein tiefes Schweigen.

Die Geschichte:

Beschlossen ward vom Zorn des Laterans
Der Untergang des kaiserlichen Stamms
Der Staufen. Aus tausend Wunden seiner
Kaiserlosen Tage blutend sehnt Deutschland
Sich aus ganzer Seele nach dem Herrn,
Der wundermächtig heilend alles Weh,
Des Reiches lahmgelegte Kraft zu heben,
Zu einen kommt mit starkbewehrter Faust.
Der Hohenstaufen zweiter Friederich,
Auf seinem Zuge gen Italien hält
Er Rast auf Habsburg. Und ein Meteor
Brannt hell am Himmel und es spiegelt sich

Sein jäher Glanz in eines Kindes Augen,
Dem just das Leben seine Mutter gab.
Und aus der Taufe hob's der Kaiser.
Verkündet wohl am dunklen Firmament
Des Himmels Brandmal eine neue Zeit?
Galt es dem Kinde? War es sein Stern,
Der also hell, so glühend flammte?
Gebt euch die Antwort selbst, mein Amt ist's nicht,
Den Himmelszufall mit der Erde Werk zu paaren.
Der Staufen Segen ruht auf Rudolfs Haupt
Und Deutschlands Glanz vermählte sich dem Ritter,
Da ihm des Grafen Gruß die Kunde bracht':
„Die Fürsten bieten Dir des heiligen,
Des Deutschen Reichs verwaiste Krone dar."
Ab brach der Kampf, im Reiche blieb der Herr
Und zügelte des Räubers Wut.
Dem Bürger bangt nicht mehr um teures Gut.
Und droht der Erbfeind, wohl: Im eh'rnen Wall
Erwarten Schwert ihn und Posaunenschall.

(Aus allen Richtungen ertönen Trompetenstöße.)
(Der Tag bricht an.)

Die Geschichte: (tritt aus dem Licht des Tages in den Dämmer eines Baumes, ihr Blick bleibt unbeweglich nach der Burg gerichtet.)

Ein Wächter: (erscheint in einem Erker des Bergfrieds, sieht in die Ferne und beantwortet die Trompetenstöße.)

(Die Zugbrücke rasselt hinab, das Tor wird knarrend geöffnet.)

Knappen, Reisige, Knechte, Ritter, zuletzt Rudolf in einfacher Kleidung (kommen auf die Szene und eilen auf das Plateau, Rudolf bleibt im Torbogen.)

(Von allen Seiten kommen Ritter zu Pferde und zu Fuß. Kriegsknechte unter dem Kommando ihrer Anführer füllen die Bühne. Als erster Herr kommt der Bischof von Basel zu Pferd, ihm folgt der Abt von Sankt Gallen gleichfalls zu

Pferd. Es folgen die beiden Anführer der Züricher mit ihren Fahnen, sodann erscheint der Burggraf von Nürnberg, nach ihm der Graf von Pfirt, der Markgraf von Fürstenberg, der Hohenlohe, der Graf von Heunburg, Pfalzgraf Ludwig, der Herzog von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die Mannen von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Görz, Salzburg, vom Rhein, Franken, Schwaben, Baden, Holstein, Ortenburg, Herr Amadeus von Genf, als Letzter Humbert von Latour. Unter den Zürichern befand sich Jakob Müller in einfachem Panzerhemd. Die Banner deuten die Herkunft der einzelnen Züge an. Sobald die Züge des Königs ansichtig werden, werden die Banner geschwenkt und die Mannschaften rufen begeistert durcheinander): Froh, froh.

Rudolf: (begrüßt einzelne Führer, zum Bischof von Basel):

Seid mir willkommen, hochehrwürdiger Herr.

(drückt ihm die Hand, alsdann winkt er dem Bischof von Straßburg zu und dem Abt von Sankt Gallen, zu den Zürichern):

Gott grüße mir die Bruderschaft vom Stern.
Seid mir willkommen, Herren vom Pfittich. Seht
Den Müller. Wie schmeckt dir der Frieden?
Heil Schwager Friederich.

Burggraf: Heil König Rudolf.

Die Nürnberger: Heil.

Rudolf:

Willkommen Pfirt. Willkommen Fürstenberg
Und Hohenlohe. Heunburg Du, Heil Dir.
Willkommen Pfalzgraf, Sachsen, Hessen, Österreich.

Die österreichischen Truppen: (juchezen.)

Rudolf: (zu Amadeus)

Ihr kommt zupaß, Herr Amade von Genf,
Mit Euch hoff' ich Herrn Philipp zu bezwingen.

(zu Latour)

Seid mir willkommen, Humbert von Latour,
Des Königreiches Arelat getreuer Truchseß.

(tritt zur Seite, um der Königin Platz zu machen)

Königin, grüßt Euren Vetter.

Königin Elisabeth: (16 Jahre alt, von hoher Anmut)

Willkommen Vetter. Was macht mein Vater,
Der Herzog von Burgund?

Latour: Er ist wohlauf.
Wie sehr müßt' es ihn freu'n, könnt' er Euch sehn
Huldreiche Königin. Wie hold seid Ihr
Erblüht an diesem Hof, an Rudolfs Seite.

Die Truppen: (sind im Halbkreis aufgestellt.)

Die Anführer: (steigen vom Pferde.)

Knechte: (führen die Pferde von der Bühne, ab.)

Rudolf:

Getreue!

Im Trotz verharrt Herr Philipp auf dem Punkte,
Des römischen Königs Majestät nicht zu
Erkennen. Frevelnd vorenthält er Reichsgut,
Er bat uns nicht um die Belehnung, die wir
Ihm um des Friedens Willen gern gewährten.
Mein treuer Heinrich, Basels würdiger
Bischof, brach im Lenze Philipps Veste
Bruntrut, allein der Graf verweigert uns
Von Neuem den Respekt, verschanzt sitzt er
Zu Peterlingen, häuft Schmach auf Schmach dem
Reich . . . Der Krieg wird ihm erklärt, wenn er dem
Boten nicht feierliche Zusag' leist',
Den Will'n des Königs, Will'n des Reichs zu tun.

Seid meine Gäste, bis er Nachricht schickt.

(Er geht mit der Königin und seinen Gästen in das Herrenhaus, Müller bleibt zurück, die fürstliche Gesellschaft ab.)

(Weinfässer werden in das Lager gerollt, Becher herumgereicht, Zechgelage.)

Soldatenweiber, Bänkelsänger, Krämer und verschiedenes Volk: (kommt in das Lager. Ein fettes Soldatenweib sieht in den Burghof, geht nach vorn, läßt sich bei der Gruppe des ersten Kriegsknechts nieder, zieht eine Anzahl Angeln aus der Tasche und beginnt die Angeln mit Brotkrumen zu spicken.)

1. Kriegsknecht: (sieht dem Weib zu) Willst fischen gehn, Käterle?

Weib: Na, der Habsburger hat viel Hühner.

1. Kriegsknecht: Willst ihnen den Kragen umdrehn, Schatzerle?

Weib: I wo. Dein Helm will ich aufputzen, Xaverle, hast ja kei ganze Feder mehr drauf ... Was brauchen denn dem Habsburger seine Hähn so mächtige Schwänz', wenn mein Xaverl sein Helm so schofel is.

2. Kriegsknecht: (nimmt den Helm ab) Da schau, Katl, meiner is nit besser.

Weib: No, so wer' ich dir auch a Feder geben.

Einige Kriegsknechte: (durcheinander) Wir möchten aber auch nit leer ausgehn.

Weib: Ich kann doch nit dem Habsburger alle Hühner wegangeln. (geht in den Burghof, ab.)

Rudolf: (kommt in einem einfachen Kleid nach vorn, muß dem Kriegsvolk zutrinken, ohne daß er von den Leuten erkannt wird.)

Ein Bettler: (bei einer andern Gruppe) Bruder, weißt, wer der war, der dir zugetrunken hat?

3. Kriegsknecht: Noi.

Bettler: Sell war a Verwandter von mir.

3. Kriegsknecht: No, ähnlich is'r dir genug.

Bettler: Wirst Augen machen, wenn ich dir erst sag', wer das is ...

3. Kriegsknecht: No?

Bettler: Der König.

3. Kriegsknecht: Was, sell war der König ... und du willst mit ihm verwandt sein?

Bettler: Freilich. Paß auf. (geht zu Rudolf, verstellt ihm den Weg, zieht die Mütze und sagt, vertraut, unter pfiffigem Lächeln) Wir sein Verwandte, Herr König.

Rudolf: (belustigt) Potz. Wieso denn?

Bettler: Ei, Herr König, von Adams Rippe her. Und weil's mir grad a bißl knapp zusammgeht und dem Herrn König so gut, da möcht ich halt um etwas bitten.

Rudolf: Recht gern, Verwandter. Halt den Sack ... Ist er groß genug?

Bettler: Das will ich meinen. (nimmt seinen Bettelsack vom Rücken und hält ihn Rudolf hin.) Da verschwinden zwei Kerle drin wie nix.

Rudolf: (wirft eine kleine Münze in den Sack) Da, nimm den Pfennig, und jetzt geh zu deinen übrigen Verwandten, wenn dir jeder einen Pfennig gibt, wirst du reicher als ich.

Bettler: (verzieht den Mund) Das wär' mir a bißl zuviel Arbeit, Herr König, das is kei Geschäft.

Rudolf (geht weiter)

3. Kriegsknecht: (packt den Bettler beim Genick) Du Schwindler. (jagt ihn von der Szene.)

4. Kriegsknecht: (kommt von rechts mit einer Schwinge voll Kohl. Rudolf steht ihm im Wege) Das wird jetzt a Kunststück, Freunderle, an deiner Nasen mit der Schwinge vorbeikommen, die ragt dir wie a Erker aus'm G'sicht.

Rudolf: (wendet sich ihm en face zu) Wirds jetzt gehn?

4. Kriegsknecht: Ei wohl, jetzt ja, (geht mit seinen Kohlköpfen zur ersten Gruppe, wo mittlerweile ein Feuer gemacht worden ist, darüber ein kupferner Kessel hängt) Wo is denn d' Katl?

Das Weib: (kommt, im Umfang bedeutend stärker geworden, zurück) Da bin ich schon.

Rudolf: (erblickt das Weib) Potz, ihr Schwaben seht gut aus.

Weib: Dir könnten m'r noch helfen, arm's Schwyzermännle.

Rudolf: Mutterle, fällt Dir 's Marschieren nicht zu schwer?

Weib: I wo ... Was fragst mich denn, dummer Kerl?

Rudolf: Ich mein', is einer so stark wie du, tät er besser, wenn er hinter'm Ofen blieb.

Weib: Hinter'm Ofen. Seht euch den an! Hinter'm Ofen sagt'r. Xaverle, was sagst denn du dazu?

1. Kriegsknecht (lacht unbändig.)

Weib: (beleidigt) Dick sagt'r, stark. Schau her, wie dick ich bin. (hebt den Rock, etliche Hähne und Hühner hängen ihr an Angeln gefangen, die an einer Schnur um die Taille gebunden sind, hinab.)

Rudolf: (leise) Meine Hühner.

Weib: Der König laßt uns in sei'm Dienst dick werden ... ja. (schneidet die Hühner von den Angelschnüren und setzt sich auf einen Stein) Xaverle, gib den Helm her.

1. Kriegsknecht: (rollt ihr den Helm zu) Fang'.

4. Kriegsknecht: (zeigt auf den Kohl) Käterle, mach' uns a Kohlsüpple.

Weib: (verächtlich) Kohlsüpple. Kohlsüpple. Du wirst's wohl nit verschmähn, wann ich dir a Hühnersüpple gib.

4. Kriegsknecht: (lacht unmäßig) Verschmähn, ha ha, hältst du mich für den König, daß ich statt Hühnersüpple lieber rohe Rübe eff'?

Rudolf: Ihr werdet den armen König noch ganz auffressen.

Weib: (greift nach einem Kohlkopf, den sie nach Rudolf schleudert) Geh's ihm klagen, wenn's dir nit recht is.

Rudolf (ab)

3. Kriegsknecht (ruft herüber) Katl, weißt du, wem du'n Kohl nauf g'schmissen hast? Sell war der König!

Weib: E, halt dir wen andern zum Narrn. (hat einem Hahn die Schwanzfedern ausgerupft, den Helm mit den Federn geschmückt, sowie sie damit fertig ist, setzt sie den Helm dem 1. Kriegsknecht auf) So, Xaverle, jetzt bist wieder schön. (Sie gibt ihm einen Kuß, dann rennt sie zu ihren Hühnern zurück, zum 4. Kriegsknecht.) Steh nit rum, weid' den Hahn da aus. (reicht ihm den Hahn, rupft die übrigen Hühner, gibt jedes einem Kriegsknecht zum Ausweiden.)

Die gesamte Mannschaft (sammelt sich allmählich um das Weib).

Rufe: Was gibts da? Was kriegt m'r da?

Weib: Helfts, nachher gibts schon was gut's.

(Man lagert sich um sie und hilft ihr.)

(Die rechte Bühnenhälfte ist jetzt leer.)

Rudolf: (kommt mit dem Burggrafen im Gespräch nach rechts vorn.)

Burggraf: Schwager, noch nie bin ich mit solchen Gefühlen in einen Kampf gezogen . . . keinen Sohn hab' ich daheim, was geschieht mit dem Meinigen, wenn ich falle?

Rudolf: Gott hat mich mit Söhnen gesegnet . . . ich kann's dir nachfühlen, wie weh' es dir tut, daß dir meine Schwester keinen Sohn geschenkt hat. Wird es dein Bangen mindern, wenn ich dir die Begünstigung gewähre, die Burggrafschaft als gemischtes Lehen auf deine Töchter zu übertragen?

Burggraf: (ergreift seine Hand) Hab' Dank, mein König.

(Sie lassen sich nieder.)

Rudolf: Im Grunde meines Herzens beneid' ich dich, daß du die Sorge nicht kennst, die uns ein Sohn bereitet . . . den Schmerz, dieses bohrende Weh. Hatt' ich auch mein' Freud' daran, wie sich vor zwein Jahren mein Hartmann so tapfer gegen den Philipp hielt, daß der den Engelländer schleunigst um Vermittlung bitten mußte . . . Siehe, was war nicht alles von der Feuerseele eines solchen Jünglings zu erwarten? Hat mir ihn nicht der Rhein verschlungen?

Ein verdächtiger Geselle: (schlich während dieser Szene vorsichtig von rückwärts an Rudolf heran, faßte ihn beim Hals und zückt nun ein Messer gegen ihn, knirscht): Wenn er dich mitverschlungen hätte, wär mir der Stich erspart geblieben. Der Philipp läßt dich grüßen.

Müller: (der den Vorgang beobachtet hat, springt hinzu und schlägt den verdächtigen Gesellen nieder, bevor er den Stich gegen Rudolf führen kann).

Rudolf: (fährt auf) Was war das? (Die Situation erklärt ihm alles, zu Müller): Jakob, nun hab' ich dir mein Leben zu danken, wie du es einmal mir zu danken hattest. Du hast ein Königsleben gerettet, Müller von Zürich, das war ritterlich von dir, ich wills dir also lohnen. (Auf das Geschrei hin erschienen Rudolfs Gäste, mit ihnen die drei Geistlichen. Rudolf wendet sich an den Bischof von Basel): Hochehrwürdiger Herr, nehmt diesen da und reinigt ihn von seinen Sünden, damit Sankt Jürgen und Sankt Michael einen würdigen Ritter in ihm kriegen. (zu den Kriegsknechten, wobei er auf den verdächtigen Gesellen zeigt): Schafft mir den da aus den Augen. (geht in den Burghof, die Gäste folgen ihm, Müller an der Seite des Bischofs von Basel, alle ab.)

Kriegsknechte: (lassen die mittlerweile an sie verabfolgte Suppe stehen.)

2. Kriegsknecht: Wie soll man das anstellen, daß man den Kerl dem König aus den Augen schafft?

3. Kriegsknecht: Da wird er einfach verbrannt.

Weib: Schad' um's Feuer.

4. Kriegsknecht: No, so schmeiß' m'r n' ins Wasser.

Weib: Das is nit gut, die Fisch' könnten sich den Magen verderben.

4. Kriegsknecht: Alsdann knobeln m'r 's halt aus, wie m'r ihn am besten dem Teufel in den Rachen schicken.

(Die Kriegsknechte besprechen leise die Knobelbedingungen, dann beginnen sie zu würfeln.)

1. Kriegsknecht: Drei Augen auf'n ersten Wurf, wird g'hängt.

Die Kriegsknechte: (fassen den verdächtigen Gesellen.)

4. Kriegsknecht: Alsdann komm, sei nit so traurig, mach dir nix draus, der Mensch muß sich an alles g'wöhnen, selbst wenn er a Stund am Baum hängen muß. (Alle ab.)

2. Weib: Na, so was, na, so was . . . jetzt wird der Müller von Zürich zum Ritter geschlagen.

1. Weib: Jetzt tut's dir wohl leid, daß d' ihn nit geheuret hast?

Die Kriegsknechte: (kommen zurück.)

4. Kriegsknecht: Es will m'r nit in Kopf, warum der König den Zür'cher Müller zum Ritter schlagt . . . weil der Mann den Kerl erschlagen hat, der so schön am Baum droben hängt? Wieviel Kerlen hab ich auf alle Zeit vom Zahnweh g'holfen . . . und bin ich Ritter worden? Nein. Ich sag' immer, es gibt kei Gerechtigkeit auf der Welt.

1. Kriegsknecht: Ich kann dir sagen, warum der Müller Ritter wird, das heißt, ich kann dir sagen, wie der König dem Müller das Leben gerettet hat. (er reicht ein Bündel dem Weib) Käterle, die Schriften hat der Kerl bei sich gehabt . . . heb's auf. Also paßt's auf. (Gruppe.) Ich hab' die G'schicht in Reim' gebracht.

4. Kriegsknecht: Da wer' m'r a Musik dazu machen. (er holt eine Trommel.)

1. Weib: (zieht einen Kamm aus den Haaren und wickelt ihn in das Papier.)

3. Kriegsknecht: (rollt ein leeres Weinfaß herbei.)

1. Kriegsknecht: (singt, die Musikanten begleiten ihn.)

Der Müller von Zürich, Ihr wißt,
Hat im Kampf nie die Erde geküßt,
Ein Mann von eisernem Kern
Fand endlich auch seinen Herrn.

Der Habsburger, na Ihr wißt,
Ein gottergebener Christ,
Schreit: „Teufel, hol' den Hund,
Seine Fehde wird mir zu bunt."

Lau'rt dem Müller auf, na Ihr wißt,
Wie schon so ein Auflauern ist,
Trifft ihn grad ohne Waffen, ohn' Wehr:
„Jetzt Müller, komm einmal her."

Der Müller nicht faul, na Ihr wißt,
Springt auf einen Baum, voller List
Ruft er, läßt die Hosen hinab:
„Schont mich dieweilen, Herr Graf.

Bis ich, edler Herr, na Ihr wißt,
Was des Leibes Nötigung ist
Dies kleine Geschäft wohl beend',
Sei mir das Leben gegönnt."

„Schelm", ruft Rudolf, „damit Ihr wißt,
Daß der Habsburg nicht unmenschlich ist,
Schenk' ich Euch soviel Zeit,
Bis Ihr anhabt wieder das Kleid."

Der Müller von Zürich, Ihr wißt,
Zieht die Hosen aus voller List
Wirft sie zur Erden und schreit:
„Trag ich mein Leben kein Kleid."

Gutmütig wie Rudolf schon ist,
Sagt er: „Mein lieber Christ,
So haben wir nicht gespielt,
Allein mein Wort es gilt."

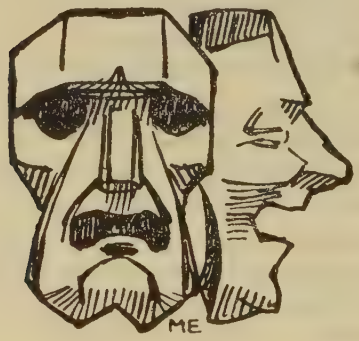
Und jetzt macht er ihn zum Ritter, denn, wißt's, der Müller hat halt einem König das Leben gerettet.

4. Kriegsknecht: Na ja . . . Geh'n m'r schlafen.

(Es ist allmählig finster geworden. Die Kriegsknechte legen sich zum Schlafe nieder. Die Weiber entfernen sich mit ihren Männern.)

1. Weib: No, Xaverle . . . komm. (ab mit dem 1. Kriegsknecht.)

(Zweiter Teil folgt.)



# Weibesblüte / von Arthur von Wallpach.

Das Weib ist ein gebrechlich Ding,
Ist Blumenschein und Sonnenlicht.
Halt's gütig, acht es nicht gering,
Doch machs zu deinem Schicksal nicht.

Ein Mädchenlenz ist rasch verheert,
Von Frost und Strahl versengt ins Mark,
Doch gegen Welt und Schicksal wehrt
Des Mannes Trutz sich greisenstark.

Drum, lacht die Rose dir vom Zaun,
Steck sie auf deinen Eisenhut;
Gewaltiger wird dein Flamberg hau'n
Und voller pochen wird dein Blut.

---

# Hana / von Hans Bachgarten.

(Schluß.)

An einem windstillen Dezembertage, den kein Wölklein trübte, nahm sie mich mit auf den Hiko San, den höchsten Berg, an dessen Fuße Nagasaki liegt. Wir bogen gleich in der Nähe ihres Häuschens ostwärts in die Felder ein. In kurzer Zeit hatten wir die Stadt tief unter uns liegen. Auf schmalen Steigen ging es ziemlich steil bergwärts. Abwechselnd zwischen dem satten Grün der Rettigfelder und dem dunklen Braun des frisch umgeackerten Fruchtbodens hindurch führte unser Weg. Der frische Erdgeruch klärte unsere Sinne und wie in mächtigen Akkorden klang es über den Boden hin. Frauen und Männer, vom Fleiße gebunden, pflügten, ackerten und säeten, Kinder sprangen vergnügt im Sonnenschein und aus den Schornsteinen der Bauernhäuser stieg der Rauch senkrecht gegen Himmel.

Hana ging einige Schritte vor mir. Ihre elastische Gestalt wiegte sich in den Hüften und das Gesichtchen hatte die Anstrengung hochrot gefärbt.

An der Grenze der Felder lag der Wald. In blumenreichen Worten schilderte sie mir die Schönheit des japanischen Waldes. In ihren Augen glänzte dabei ein seltenes Feuer und so oft uns aus dem grünen Unterholze die purpurroten Blätter des herbstgefärbten Ahorns entgegenleuchteten, blieb sie in überkommenem Entzücken stehen.

Auf der Spitze des Berges steht inmitten eines Pinienhaines ein kleiner buddhistischer Tempel. Wir setzten uns unter einen alten Kiefernbaum und blickten hinunter in ein Lichtbild des Lebens, das zur Andacht zwang. Geklärt und sündenfrei lag die Welt vor uns. Aus den Wipfeln des Pinienwaldes tönte eine uralte überirdische Musik. Von drei Himmelsrichtungen, aus Süd, West und Ost, grüßte das Meer herauf. Zu unseren Füßen gegen Westen lag die blaue glitzernde Bucht und an ihrem Rande ein graubrauner Fleck — Nagasaki. Die Trinkwasser-Seen blinkten, als wären sie die Augen des sie umsäumenden Fichtenwaldes, vergnügt in der Sonne. Im Hafen lagen japanische, amerikanische, deutsche und englische Schiffe, Seite an Seite wie es Handel und Wandel gerade fügte. Im Vorhafen lagen die russischen Kreuzer „Gromoboj" „Rossia" und „Bogatyr"; diese traurigen Reste einer übermächtigen Flotte befanden sich nun auf der Flucht vor dem eigenen Lande. Der Admiral lief von Wladiwostok aus, um dem Kaiser die Schiffe zu retten, weil er wußte, im Angesichte der meuternden Garnison würden die Bemannungen mit fortgerissen. Nie ward wohl einem Sieger eine größere Genugtuung als Japan durch das Schutzsuchen dieser Schiffe in Feindesland.

Hanas Blicke waren nach Osten der Sonne zu gerichtet. In vollen Zügen atmete sie das köstliche Arom des strahlenden Morgens und doch schien sie ganz der Wirklichkeit entrückt. Ich setzte mich ihr zu Füßen, bemüht, die Sprache ihrer Seele zu erlauschen. Von unten aus den großen Eisenwerken Mitsuo-Bishi, dem

japanischen Vanderbilt zu eigen, dröhnten die schweren Schläge der Dampfhämmer herauf. Jeder Schlag schien ein Echo zu finden in ihrem Innern, und sie wendete sich an mich:

„Hören Sie die junge Zeit, die neue? Alles Veraltete stampft sie in den Boden. Die alte Kultur ist ihr ohne Gnade verfallen. Schon ist sie erschüttert bis in ihre Grundfesten, bald wird sie stürzen. Eine neue wird aus ihren Trümmern emporsteigen, lichter und reiner. Die neue Kultur wird von hier ausgehen. Unsere Kanonen, die durch zwei Jahre tonangebend gesprochen, haben sie bereits eingeführt in die Welt."

Ich konnte ihren Optimismus nicht teilen: „Haben Sie nie daran gedacht, daß möglicherweise das Gegenteil von dem, was Sie erhoffen, eintreten könnte? Glauben Sie mir, viele Tausende Europas, die an Ihrem Lande hängen, es lieben seiner natürlichen Reize und Sitten wegen, können der Erfolge Japans nicht froh werden. Ihr werdet den kleidsamen, offenen Kimono ablegen, den Körper mit verunstaltenden Schnürungen plagen, und eure bloßen Füße in zu enge Schuhe pressen. Die Jungfrau, die heute noch auf freiem Felde den Kimono fallen läßt und den blanken Leib in unschuldiger Reine vor dem Volke den Fluten anvertraut, wird verschwinden. Schönheit und Wahrheit werden in Trauer das Haupt verhüllen. Die Jugend wird das Alter verhöhnen, das Kind wird den Vater nicht mehr ehren, Heuchelei und Unmoral werden die Menschen regieren. Das schöne Land, in dem noch kein Fremder zwei Frauen im Streite getroffen, es wird gewesen sein."

„Oh, halten Sie ein, lieber Freund, wenn Sie den Charakter unseres Volkes kennten, würden Sie anders urteilen. Wohl hat Japan sich eure Zivilisation angeeignet, hat in dreißig Jahren das gelernt, wozu England zweihundert gebraucht. Wir werden auch nach außenhin euch gleichen, nicht weil wir es wollen, nein, weil es die Daseinskonkurrenz erfordert. Unser innerer Mensch jedoch wird durch den innigeren Kontakt mit dem Westen nie in Gefahr kommen. Immer stehen wir höher als ihr. Und weil wir nicht sein wollen wie ihr seid, sondern über euch hinaus trachten, werden wir an

unserer Kultur weiterbauen. Aber unsere Kunst und unsere Industrie wird sich durchringen und eure Märkte überschwemmen. Ihr werdet unsere Geister liebgewinnen, weil ihr heute schon findet, daß sich unsere Moraltheologie mit eurer modernen Wissenschaft in vielen Punkten deckt."

* * *

Wir stiegen auf die Reichsstraße gegen Mogi ab. Studenten, Korpslieder singend, zogen fröhlich an uns vorbei, und Grünzeughändlerinnen, schwer beladen, gingen stadtwärts. Eine junge Frau trug an der Stange über dem Rücken eine schwere Last Rettiche. Als Gegengewicht hockte vorne in einem Korbe ihr pausbackiges, mehrere Jahre altes Söhnchen, es spielte und lachte mit dem Sonnenschein. Hinter uns kam eine Gesellschaft fremder Damen und Herren. Die Jinrikshamen keuchten in Schweiß gebadet die Straßensteigung herauf, dem schönsten Orte zu in Nagasakis Umgebung. Zwischen jungen Fichtenumzäunungen lugten die sauberen Sommerhäuschen der Reichen auf den Weg heraus. Waldumfriedet über ihnen, in idyllischer Lage, luden Shintoheiligtümer den Beschauer zur Andacht ein. In den sonnigen Gehängen zirpten lustig die Heimchen und bunte Falter flatterten über das Feld. Im Gezweige huschten verliebte Rotkelchenpaare und da, wo der Wald die Straße übersprang, grüßten dunkelgrüne Farne aus dem Himbeergeranke.

Im Mogihotel trafen wir große Gesellschaft, und viele Bekannte von Bord waren anwesend. Die japanischen Mädchen spielten im Garten „Blinde Kuh" und unsere jungen Seehelden hielten tapfer mit. Schon von weitem hatten wir das freudige Geschrei vernommen. Die eleganten Gestalten, kraftstrotzend, voll Leben, mit den zierlichen Japanerinnen Hand in Hand, vom Spiele begeistert, boten ein Bild von eigenem Zauber. Festkönigin war die schöne O-Take San, das Töchterlein des Hoteliers. Sie blickte mit ihrem unschuldigen Gesichtchen so lieb in die Welt, daß ihre Verehrer alle für sie durchs Feuer gegangen wären. Wie ein schillernder Schmetterling von

Blume zu Blume flattert, trippelte sie vergnügt von einem zum andern, für jeden hatte sie ein Schmeichelwort, und ihr frohes Lachen klang hell wie ein silbernes Glöckchen.

Die Sonne war schon lange untergegangen, als wir an die Heimkehr dachten.

Es schien der Vollmond, und die Nacht war taghell. Auf den oberen Serpentinen blieben wir stehen und blickten zurück über das beleuchtete Tal, die stillen Waldungen hinauf, in denen es sich geisterhaft regte. Auf dem glatten Spiegel der Bucht tanzten die Mondstrahlen ihren silbernen Reigen. Und plötzlich hörte ich Hana einen Dank an die Götter flüstern; und es war nicht anders, als sei die heilige Stille der Natur ins Unendliche gewachsen.

* * *

In der Stadt herrschte lauter Jubel. Truppen waren angekommen aus der Mandschurei. Die Bürger bewirteten die Sieger mit allem, was die Stadt bieten konnte. Im Walde um den Osuwatempel standen lange Tische, gebogen unter der schweren Last der Leckerbissen. Sake wurde kredenzt und Banzai-Rufe erschallten von einem Ende der Stadt bis zum andern. Alles wollte mit dabei sein, die Helden zu ehren.

Auf dem Wege zum Festplatze traf ich Hana und schloß mich ihr an. Je näher wir zum Osuwatempel kamen, desto größer wurde das Gedränge. Plötzlich preßte sie meine Hand, und ich sah Tränen in ihren Augen. Sie machte mich auf eine Frau aufmerksam, die vor uns ging und einen etwa dreijährigen Knaben auf dem Rücken trug, der leise weinte. Wir hörten die Mutter den Knaben trösten: „Du sollst nicht weinen, weil der Vater nicht mehr zurückgekommen. Tränen nehmen den Toten die Ruhe. Und Papa ist ein Held, der Mikado hat es selbst gesagt. Alle sind Helden, die fürs Vaterland gefallen. Du sollst nicht weinen, weil Papa doch immer um uns ist, wenn du ihn auch nicht siehst." Und während sie mit ruhiger Überzeugung sprach, rannen ihr selbst die hellen Tränen über die abgehärmten Wangen. Aber der Knabe sah es nicht und wurde ruhiger.

Vier Wochen vor Ablauf der festgesetzten Hafenfrist wurden wir plötzlich abberufen.

Ich hatte gerade noch Zeit, von Hana Abschied zu nehmen.

Als ich Einlaß begehrend an die Pforte klopfte, machte sie selbst mir auf. Sie richtete einen fragenden, halb verlegenen Blick auf mich, es war das erstemal, daß ich unangemeldet gekommen war.

„O-Hana-San, ich muß heute noch fort. Wir laufen in zwei Stunden aus."

„So plötzlich?" Sie sah mich mit ihren treuherzigen Kinderaugen teilnahmsvoll an. Und als ich nun ein letztes Mal ihre Hand ergriff, sagte ich ihr wie einer, dessen Kopf mit dem Herzen durchgegangen:

„O-Hana-San, wissen Sie, daß mir das Scheiden sehr schwer wird?"

Sie war glutrot geworden und beklommen das Köpfchen senkend, sagte sie: „Sie waren immer so gut zu mir, es ist ein Glück, daß Sie ein Fremder sind, sonst würde ich jetzt viel weinen."

---

# Gedichte / von Karl Berger.

## Aber eines andern Tages . . .

Dumpfer Tag, der Atem stockt,
Unerträglich ist die Schwüle,
Trauerwolken
Künden an die frühe Nacht,
Alle Blumen neigen sich.
Tücke glüht in Feindesaugen
Und im Herzen
Tödlich brennen
Lang vergessne Worte wieder.

Aber eines andern Tages
Rauscht die Lebensquelle wieder,
Funkelt kühl der Morgentau,
Und im Strom von Wälderdüften
Furchtlos fliegst du hoch in Lüften,
Herr der Wasser und der Winde,
Glanzgewölks und blauer Gründe,
Nah der Sonne, fern dem Tod
Hat ein Ende alle Not.

### Heimkehr.

Herrlich leuchtete
Eine hochgetürmte einsame Wolke mir
Aus des Waldtals
Abenddunkler Bucht.
Voll Liebe eilt' ich zu dir;
Auf meinem Pfade lag Glück und Glanz
Und bald,
Sanftglühnde Wolke du,
Nahmst du mich auf.

---

## Walt Whitmann / von Carl Dallago.

Robust und breit veranlagt, hünenhaft und von großer Gebärde wie Millet. Dabei ein Landschaftsmensch von klarster Prägung, herangereift an großen Wassern, Wind, Wellenspiel, an den Linien von Prärieen, Steppen und Urwaldungen. Seine Bodenständigkeit macht seine Rasse aus; und insofern nur Amerika diese Bodenständigkeit mit ihren überragenden Maßen und Urzuständen aufweist, auch nur in Amerika denkbar. Sein ganzes Wesen und Schaffen trägt so ausgesprochen den Charakter der Landschaft, die ihn geboren hat, daß an ihm die Mütterlichkeit

und Vererbung des Bodens wie selten an einem Menschen zutage tritt. Und die Beschaffenheit und ursprüngliche Kraft dieser Heimaterde treibt das Sinnenleben Whitmanns zu einer Entfaltung, der aller Sinn für Sünde abgeht. Diese seine Entfaltung gibt ein sprechendes Zeugnis von dem Hineintragen der Sünde in die Menschennatur, und wie sehr dieses Hineintragen der Sünde der großen und freien Entwicklung der Menschennatur im Wege ist. Und so singt Whitmann im „Gesang von mir selbst“:

„Ich singe den Sang des Hochgefühls und des Stolzes,
Wir haben uns geduckt und gedemütigt genug,
Ich zeige, daß Größe nur Entwicklung ist.“ . . .

„Ich bin nicht nur der Dichter der Güte, ich weigere mich nicht,
[auch der Dichter des Bösen zu sein.
Was für ein Geplärre über Tugend und Laster!“ . . .

„Logik und Predigten überzeugen niemals,
Der feuchte Dunst der Nacht dringt tiefer in meine Seele.“

„Ich glaube an das Fleisch und die Begierden,
Gesicht, Gehör, Gefühl sind Wunder, und jeder Teil und Fetzen an
[mir ist ein Wunder.“ . . .

„Ich finde, ich habe gewiß in mir Kohle, langhaariges Moos,
Früchte, Ähren, eßbare Wurzeln.“ . . .

„Ich meine, ich könnte mich den Tieren zugesellen und mit ihnen
[leben,
sie sind so ruhig und selbständig,
Ich stehe und betrachte sie lange und lange.“ . . .

„Blicke noch so weit — grenzenloser Raum liegt darüber hinaus,
Zähle noch so hoch — rund um uns gibt es grenzenlose Zeit.“ . . .

„Und meine Seele sprach: Nein, wir ersteigen diese Höhe nur, um daran vorbei und darüber hinaus zu kommen." . . .

„Schlecht lieber als tugendhaft aus Anbequemung oder Furcht." . . .

„Willst du mich verstehen, so gehe auf die Höhen oder an den [Meeresstrand." . . .

Keine Stube mit geschlossenen Fensterläden, keine Schule kann mit [mir verkehren,
Rohes Gesindel und kleine Kinder eher noch, als die." . . .

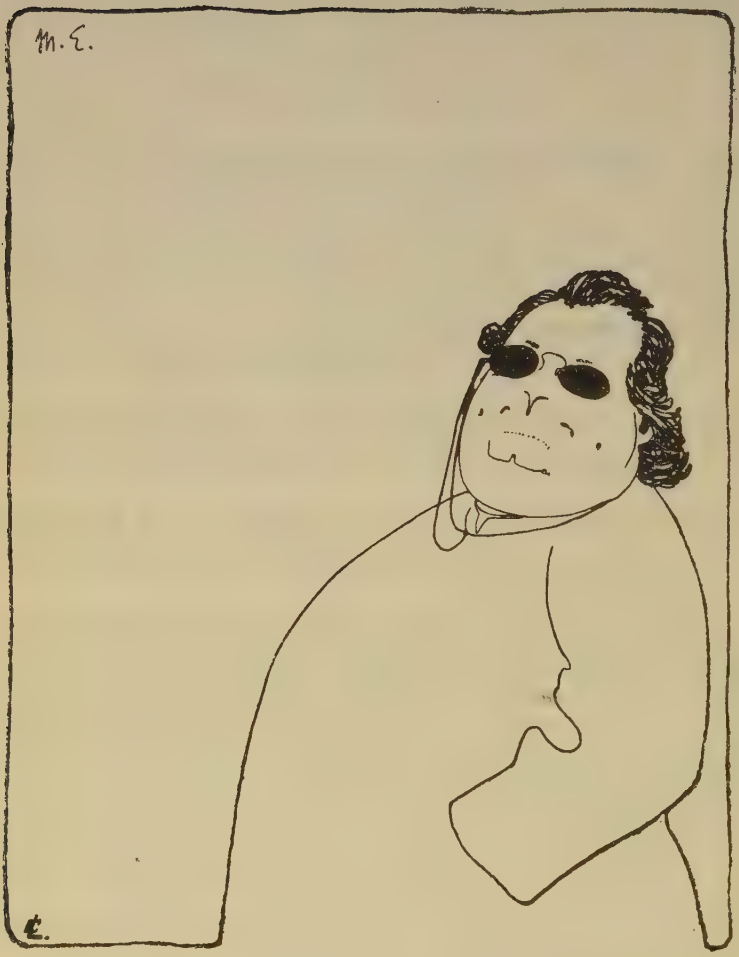
„Ich sage zum Menschengeschlecht: Sei nicht neugierig nach Gott; denn ich, neugierig nach allem und jedem, bin doch nicht neugierig [nach Gott,
(Kein Wortüberschwang vermag zu sagen, wie ich voll Frieden zu [Gott und zum Tode stehe)." . . .

„Und Leben, was dich betrifft, denk ich, du bist das Übriggebliebene [vom vielen Sterben," . . .

„Da ist dies Etwas in mir — ich weiß nicht, was es ist, aber [ich weiß, es ist in mir." . . .

Diese Bruchstücke aus dem gewaltigen Sang, genommen aus der prächtigen Übertragung der „Grashalme" von Wilhelm Schölermann, geben von dem Wesen Whitmanns doch einigermaßen ein deutliches Bild. Schölermann nennt ihn auch mit Recht und feinem Verständnis „den Dichter der Liebe". Eine so große Liebe zu allen nächsten und fernsten Dingen — eine so tiefgehende Verbrüderung mit dem Wesen der Schöpfung ist kaum jemals von einem Dichter zum Ausdruck gebracht worden. Ich füge noch hinzu, bei diesem Großen wie mit Heimatgefühlen verweilend und ihn für mich erkennend: Er war der größte Sänger einer ganz Schöpfungswillen gewordenen Menschennatur.

(gez. von Max v. Esterle.)




Bruder Willram / oder „Der kastalische Quell . . .“

# Kunst in Klausen / von Blasius.

Kunst in Klausen! Klingt das nicht festlich und heiter — wie Musik an einem blauen Sommersonntag mit fliegenden Wimpeln und duftendem Tannengrün? Die kleine Eisackstadt, die jetzt die jüngste aller Ausstellungen beherbergt, ist der richtige Ort für die Zusammenkunft von Kunstwerken, die — aus Sonnenschein und Bergluft geboren — der dumpfen Hitze und dem Getümmel der großen Städte entfliehen möchten. Sommerfrische für Gemälde . . .

Seit langem übt Klausen und seine Umgebung einen mächtigen Reiz auf Maleraugen und Malerherzen. Die herbere Schönheit dieser Gegend sagt dem strengeren Sinn besser zu als die vollendete Süße südlicherer Striche — der milde Himmel mit Reben und Kastanien verlockt den Nordlandmüden mehr als die Fichtenwildnis höher gelegener Täler: so vereint es in seinem Bilde zweifachen Zauber und wirbt unter den Verehrern zweier Sonnen. So war schon, ehe diese Ausstellung aufgetan wurde, des malerischen Schmuckes viel zu sehen in Klausen. Die „Künstlerstube" in Rauters Gasthaus prangt mit Erinnerungen an Malergäste — flüchtig hingeworfene Skizzen, aber auch manches gediegene Kunstwerk von gefeierter Hand. Wer geblendet vom Weiß der Straße und der Helle des Julihimmels sein Auge vorerst an das Stubenlicht gewöhnen will, mag dort ein Glas trinken und seinen fernegewohnten Blick einstellen für die Betrachtung kleiner Naturausschnitte. Dann geht's in den 2. Stock. Dort ist die Ausstellung. In zwei Zimmern ist sie nicht ganz untergebracht, ihre Fülle quillt über: Stiegenhaus und Vorraum sind erfüllt von Bildern — mehr als eine gute Arbeit ist vor der Türe geblieben.

Gleich beim Eingang begrüßen uns die kostbarsten Stücke der Ausstellung. Albert Plattners Bauer mit Pfeife, ein unverzuckertes echtes Stück Leben — bewundernswert durch die feine Charakteristik des ruhigen, zugleich kraftvollen und sinnigen Gesichtes. Plattner's Gabe: unbeirrt durch die konventionelle Bauern-Malerei der letzten Kunstperioden, die Bauern und ihr Leben in einem eigenartigen Lichte zu sehen und darzustellen, kommt in diesem Bilde prächtig zur Geltung.

F. v. Ebners Ortlerlandschaft reiht sich würdig den bedeutsamen Arbeiten an, durch die die Kunst in den allerletzten Jahren sich in tieferem Sinne die Bergwelt erobert, indem sie auf „großartige" oder „liebliche" Vedutenbilder verzichtend, streng um die der Hochlandschaft eigenen Licht- und Farbenprobleme ringt. Das festlichhelle und doch zartverschleierte Kolorit dieses impressionistisch gesehenen Ferners dürfte kaum übertroffen werden können (während sein „Torbole" vielleicht in etwas allzu nordische Schleier gehüllt ist). Max Angerer, der uns von der vorjährigen Jubiläums-Ausstellung noch in guter Erinnerung ist, hat drei Stücke geschickt, die sich auf jeder Internationalen sehen lassen könnten. Seine Vorfrühlingslandschaft ist von seltener Kraft und Brillanz — vielleicht sind die blauen Töne auf der aperen Wiese etwas zu leichtherzig aufgesetzt — und doch: wenn wir lange genug hinsehen, möchten wir sie fast nicht missen. Sehr reichlich ist M. Ruppe vertreten, dessen Schaffen seit Jahren mit der Klausener Gegend verknüpft ist. Wenn dieser Künstler auch in vielen seiner Landschaften keine eigenartigen Töne anschlägt und — speziell in den Bildern aus dem Süden — die rechte Farbentiefe vermissen läßt, solche Bilder wie sein „Wintertag in Brixen", „Alte Häuser in Klausen" und vor allem das prächtige Aquarell „Schloß Gravötsch" in abendlicher Beleuchtung könnten überall als gediegenes Mittelgut mit Ehren bestehen.

Auch Frl. Wunder ist in ihrem emsigen Werben um die romantische Gegend von Gufidaun manches Bildchen geglückt, das von dem anspruchslosen Naturfreund dankbar begrüßt werden wird. Auf ihren „Geißlern bei Abenddämmerung" kommt ihre sehr weiche Vortragsart noch am günstigsten zur Verwertung. — In den Aquarellen von Klebelsberg und Schram (Brixener Schule) werden die Liebhaber des Eisacktales mit Freude ihre Lieblingsplätze erkennen; als beste Arbeit dieser Gruppe dürfte die Mühle von Fr. v. Klebelsberg zu nennen sein, die eine etwas kräftigere Pinselführung als die übrigen zeigt.

Köster, der längst berühmte Virtuose auf dem Thema: Enten, bringt sich auch als sehr geschmackvoller Landschafter in Er-

innerung. Sein Klausen im Frühling, Nordseeküste und vor allem sein Laubwald gehören zu den vornehmsten Piecen der Ausstellung. Mit einer liebenswürdigen Radierung „Mädchenkopf" macht er uns noch eine Extraüberraschung.

Mit Vergnügen entdecken wir die Werke Durst's: sein trotzig-süßes Eisacktaler Mädchen, das hoch über dem Genremäßigen stehend die strenge Schule des Porträtisten verrät, seine farbenkräftigen Blumen- und Fruchtstücke, ebenso willkommen wie das kleine Aquarell: Plose im Schnee. Nur schade, daß hier keine Gelegenheit geboten ist, ihn als den trefflichen Landschafter kennen zu lernen, den eine Sonderausstellung im Ferdinandeum vor kaum Jahresfrist so verheißungsvoll verriet.

In schier unerschöpflicher Fülle sehen wir die Schönheiten von Klausen und seiner Umgegend, mehr oder weniger eigenartig geschaut, hier wiedergegeben. Darunter sind die beiden delikaten Bilder von Herrmann „Armenhaus" und „Mädchen beim Armenhaus" unbedingt an erster Stelle zu nennen. Auch die Tinnebachschlucht von Gebhart (†) ist von starkem echtem Stimmungsgehalt, wenn uns auch der sehr gedämpfte Atelier-Ton dieses Bildes etwas fremd und altertümlich anmutet. Ebenso folgen die — nicht sehr temperamentvollen — Häuserstudien von Wimmer und Wiese in anspruchsloser Weise einer beliebten Tradition. Aus dem Nachlasse des auf Burg Neideck verstorbenen Müller-Coburg stammt, nebst andrem weniger gut Ausgewähltem: der Goldsucher, eine bewundernswerte Leistung, welche trotz ihres skizzenartigen Charakters einen beinahe tragischen Eindruck vermittelt. Unter den — durchwegs guten — Arbeiten von M. Rettich fällt besonders das kleine Säben-Bild durch die phrasenlose Behandlung des oft verwendeten Themas auf.

Höger-Wien hat mehrere köstliche Stücke geschickt: „Weintrinker", ein Bild von wohlig beschaulichem Reiz, das nur eine etwas herzhaftere Modellierung der Hände wünschen ließe, „Mädchen am Fenster" und „Lilien". Der sympathische Genremaler Kleehas ist durch eine allerliebste junge Dirn vertreten.

Auch v. Felgels interessante kleine Aquarelle, die flotten Seebilder von Schwarz, eine warmempfundene Landschaft von Bock-Pasing und nicht zuletzt die prächtige Radierung von Schmutzer (Klostersuppe) sollen noch rühmend erwähnt werden, bevor wir den Besucher vor das Prachtstück der Ausstellung, Egger-Lienz: Maisklauberin, führen. Ganz abgesehen von seinen eminenten malerischen Qualitäten liegt in diesem einfachen Motiv so viel sinnbildlicher Gehalt, daß wir unwillkürlich an Millets „Ährenleserinnen" erinnert werden.

Zu guter letzt sei auch noch der Plastik mit einem Worte gedacht, wobei Gallmetzers Entwurf zu einem Speckbacher-Denkmal die meiste Beachtung verdient. Es sind Figuren von überzeugender Lebenswahrheit, doch steht das betont Monumentale der Hauptgestalt etwas im Gegensatz zu der realistischen Bewegtheit der Sockelfiguren. Kleine gute Arbeiten in Holz stammen von Schieder und Penz (Pietà).

Einen Vorzug hat diese Ausstellung ohne Zweifel vor den Monstre-Veranstaltungen der großen Kunstmärkte (abgesehen von ihrer Beschränkung und der dadurch bedingten schätzenswerten Einheitlichkeit); daß sie nicht wie jene mit den in ihr aufgestapelten Schönheitswerten in grellem Gegensatz steht zu ihrer Umgebung — wie grotesk mutet es an, in einer unerbittlich-nutzhaften Großstadt Riesenhallen mit geronnenen Trunkenheiten, farbegewordener Sehnsucht nach Meer und Fernern zu sehen, — wie harmonisch und selbstverständlich fügt sich dagegen die „Kunst in Klausen" in ihren von Natur und Menschenwerk geschmückten Rahmen! Freilich bedeutet dieser Vorzug gleichzeitig auch einen Nachteil, denn in dem Bildersaal der Städte legt der nicht rein künstlerisch Wertende seine Liebe zu der dargestellten Natur seiner Anerkennung für das Können des Malers zu, hier aber drängt sich noch der achtenswertesten Leistung der aussichtslose Wettkampf mit dem unerreichbaren Vorbild unmittelbar auf.

## WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

---

# „Kunst in Klausen"

## Ausstellung von Werken bildender Kunst

veranstaltet von den heimischen Künstlern und den Künstlergästen des Malerstädtchens

## Klausen am Eisack, Tirol.

Geöffnet vom 15. Juli bis Ende September.

Besuchsstunden: 8—12 vorm., 2—6 nachm.

Eintritt: 50 h.

## Gute Bücher aus dem Verlage
# R. Piper & Co., München

**J. J. David,** Gesammelte Werke.
Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt.
7 Bände. Vornehm gebunden je M 6.—

— Der Übergang. Ein Wiener Roman.
Volksausgabe. 3. Auflage. Geheftet M 1.80. geb. M 2.80.

**Anatole France,** Thais. Roman.
Deutsch von Felix Vogt. Geh. M 3.—, eleg. geb. M 5.—.
Ein farbenprächtiges Bild der antiken Kultur.

— Auf dem weißen Felsen.
Deutsch v. Gertrud Piper. Geh. M 3.—, el. geb. M 4.50.
Dieses Werk bietet eine Fülle geistvoller Dialoge und Novellen.

**Das Tier in der Kunst** von Reinhard Piper.
Mit 130 Abbildungen, darunter ganzseitigen. Geheftet M 1.80, gebunden M. 2.80.
Ein Schatz für jeden Kunst- und Tierfreund.

**Sittliche oder unsittliche Kunst**
von Dr. E. W. Bredt, Kustos an der Kgl. Graphischen Sammlung in München
Mit 60 Bildern. Geheftet M 1.80, gebunden M 2.80.
Nicht die Kunst ist zu reformieren, sondern der Kunstbetrachter, er muß sehen, muß unterscheiden lernen. Dies lehrt ihn Bredt an der Hand eines reichen Anschauungsmaterials aus der Kunst aller Zeiten.

**Walther Ziersch,** Zwei Brüder. Roman.
Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M 7.—.
Der Roman spielt im rheinischen Industriebezirk. Sein Thema ist der Kampf zweier feindlichen Temperamente, des rücksichtslosen Tatmenschen mit dem Idealisten.

— Wider die Welt. Roman.
Geheftet M 4.—, elegant gebunden M 5.50.
„Es hieße dem Buche Unrecht tun, wollte man versuchen, mit ungenügenden Worten allen Reichtum des Geschehens nachzuerzählen. Das ist ein starkes und tapferes Buch . . . . (Ludwig Ganghofer in den Münch. N. N.)

**Margarete Siebert,** Aus dem Leben des jungen Martin Wigelandt. Roman.
Geheftet M 2.40, elegant gebunden M. 3.60.
„Ein sehr herzliches und menschlich reiches Buch." (Neue Freie Presse)

— Rahel Hake. Roman.
Geheftet M 5.—, elegant gebunden M 7.—.
Rahel Hake rettet sich aus einer verzehrenden Liebe zu einem haltlos schweifenden Manne, indem sie einem ganz anders Geartetен folgt, der in begrenzter Wirksamkeit unbeirrbar tätig ist.